

Als die Nazis mal den Krieg gewannen

In „Wolfenstein: The New Order“ wird der Egoshoooter zum Widerstandskämpfer, der die Welt vom Bösen befreien soll

Man spürt die Suggestion. Videospiele haben sie lange eingeübt, und nun fühlt man es: Dies könnte wirklich Welt sein. Während viele andere Kunstformen bewusst einen artifiziellen Raum erzeugen, um darin zu existieren, will das Videospiel ständig etwas vorgaukeln. Es sagt immer wieder: Ich bin wie das Leben. Deswegen fühlt man sich beim Spielen wie in einer parallelen Welt, nicht wie in der Sphäre der Kunst. Deswegen beginnen die meisten Games-Kritiken mit dem Wort „ich“. Wer ein Urteil fällen will, kauft dem Spiel seine Welt ab, stellt sich hinein und denkt dann erst.

Also los. Ich bin in einer schrecklichen Lage. Die Nazis haben den Krieg gewonnen, wir sind im Jahr 1960. Germania, die großspürige Vision von Speer, ist gebaut. London ist in deutscher Hand. Ich lebe als Untergrundkämpfer in einem Sanatorium, dessen ländliche Idylle (herrlich sehen Laub und Sonnenschein heute aus in digitalen Spielen!) nun auch dahin ist: Die Schergen des Regimes kommen und schießen um sich.

So etwas kann der Anfang von Großem oder von großem Unsinn sein, eines zeigt es jedenfalls: Videospiele wollen inzwischen viel. Sie wollen mitdiskutieren, wollen ihren Kommentar zum Zeitgeist geben, genauso wie der Kinofilm und der Roman. Das gilt erst recht, wenn sie einen klingenden Namen zu verwalten haben wie das neue Spiel „Wolfenstein: The New Order“, dessen Anfang so aussieht. Denn „Wolfenstein“ ist einer dieser berühmten Klassiker des Pixelzeitalters. „Castle Wolfenstein“ erschien 1981, da hoben die Strichmännchen ab und zu den Arm und riefen „Heil!“. Zehn Jahre später folgte „Wolfenstein 3D“, das als das erste Egoshoooter-Spiel gilt. Ein Soldat befreit sich aus der Gefangenschaft, indem er durch comically gezeichnete Räume läuft und Nazis oder Schäferhunde erschießt. Als „Endgegner“ (ja, so heißt das in Vi-

deospiele immer) tritt Hitler dem Spieler gegenüber und feuert Raketen ab. Die Bundesprüfstelle war sich in beiden Fällen nicht zu schade, den kolossalen Unsinn zu indizieren, und so wurden beide Spiele zu begehrter Ware, die auf jedem Schulhof zu haben war. Ins Gedächtnis des heute erwachsenen Videospield-Fans sind sie fest eingebrannt.

Viele Spiele aus den unschuldigen Kindertagen des Mediums müssen derzeit im handelsüblichen Hyperrealismus ankommen. Bei Lara Croft etwa war letztes Jahr plötzlich der charakteristische Atombomben weggeschumpft, und Nora Tschirner sprach die Figur ein klein wenig zu steif. Ästhetisch kann viel schiefgehen. Das neue „Wolfenstein“ zeichnet nun eine

Welt der Nazis und wirft uns dort hinein. Das taten auch Romane wie Christian Krachts „Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten“ oder Robert Harris' „Vaterland“. Beim Spiel aber, das ja darauf Wert legt, Erfahrung quasi direkt zu vermitteln, müsste die Messlatte der Kritik noch höher liegen.

Man spielt den amerikanischen G.I. William Blazkowicz. Eine Heimat hat er nicht mehr, sein Land wurde bombardiert und überannt. Er wird sich nach Berlin durchschlagen, die letzte Handvoll Untergrundkämpfer suchen und ihren Widerstand neu organisieren. Auf welchen Wegen im Detail man sich nun bis zu einem letzten großen Kampf gegen den Herrscher General Totenkopf durchschlagen wird, ist kaum relevant. Dass die Nazis

auch den Mond besiedelt haben und eine Mission dort spielen wird, ist eine schöne Anspielung auf den Film „Iron Sky“. Doch im Wesentlichen wird man sich den Weg freischießen, egal wo.

Man ist, ich bin ein Kerl, der im Alleingang die Welt retten wird. Diese von Rambo übernommene Haltung ist eine notwendige Idiotie der Spiele – schließlich spielt man sie ja allein. Fast schon ein Treppenwitz der Geschichte, dass man gerade bei diesem Thema an die Macht eines Mannes glauben soll. Denn der alte Trugschluss unserer Großeltern lautete ja: „Ich war's nicht, der Hitler hat's getan.“ Die Idee dieses Spiels ist die Inversion: Ein einzelner Mann von ganz unten kann alles beenden. Das Videospiel stimmt sich so gegen die system-

theoretische Annahme, jeder Einzelne sei erstens ersetzbar und zweitens ohnehin unbedeutend.

Das ist kurzsichtig. Interessant ist aber, wie es hier geschieht. Geschichte wird in „Wolfenstein“ in zerfurchten Gesichtern nachgezeichnet. Zwei Erzschorke haben ich zu besiegen. Zunächst Frau Engel, die gewissermaßen Adolf Eichmann und Josef Mengele in einer weiblichen Person verkörpert, stets begleitet von einem brutalen Schönling und einer Pistole. Und dann den Führer, hier heißt er eben General Totenkopf.

Die Mechanismen des Videospieles – Rätsel lösen, den richtigen Schlüssel für Türen finden, alle Bösen abschießen und immer eine Chance haben, das auch zu schaffen – auf den Nationalsozialismus

anzuwenden ist natürlich eine unangenehme Frechheit. Das Entsetzliche lässt sich nicht darstellen, und kritische Geister haben schon den Film „Das Leben ist schön“ von und mit Roberto Benigni gehasst. Fernsehzeitungen erfanden Ende der neunziger Jahre eigens für ihn die widerliche Genrebezeichnung „KZ-Komödie“. Man sollte aus dem Schrecklichen aber nun doch keine Komödie machen – und ein schematisches Ballerspiel vielleicht lieber auch nicht.

Trotzdem ist der Wunsch danach wohl nicht aus der Welt zu schaffen. Und so werde ich, damit ich auch das noch erfühle, einmal in ein Konzentrationslager deportiert. Ich habe keine Waffe und muss in den Reihen Gebückter mit-schlurven. Eine Nummer wird mir

auf den Arm tätowiert. Ich sehe zu, wie Menschen verprügelt werden, wie Verletzte schreien. Aber alles ist seltsam hell, viel zu greifbar. Nicht so sehr Banalität des Bösen, eher Banalität des Banalen. Wer Elie Wiesels Erinnerungen kennt (jeder), muss das als Schwindel empfinden. Seltsam einfach wird es dann auch sein, sich aus dem Verbrennungsofen (!) zu retten, Wachen zu überwältigen und das ganze Lager zu befreien.

„Wolfenstein: The New Order“ wurde von einem Team aus Schweden und Amerikanern entwickelt. In der englischen Version ist von „Nazi“ die Rede, und die Figuren tragen Hakenkreuze auf den Uniformen. Für den deutschen Markt wurde das komplette Spiel geändert, der Feind heißt hier „das Regime“, und auf den rot-weißen Armbinden findet sich ein Phantasiesymbol. Damit beugen die Macher sich der etwas unklaren Rechtslage. Aber auch der Tatsache, dass Spiele nicht als Kunst akzeptiert sind. Schließlich hatte Quentin Tarantinos „Inglourious Basterds“ wie die meisten Filme keine Scheu vor eindeutigen Symbolen.

Der Egoshoooter, das führende Genre im Videospiel, ist ein Versprechen, und als solches muss man ihn ernst nehmen. Er will Welten zeigen, er will aufrütteln, er will unser Leben ändern. Eigentlich hat er mehr mit manchen Drogen gemeinsam als mit dem Kino. Nur kann er an diesem hohen Anspruch leider auch deutlich scheitern. Ganz am Ende, beim heldenhaften Sterben, zitiert die Spielfigur Blazkowicz das holprige, pathetische Sonett „The New Colossus“, das in Bronze an der Freiheitsstatue montiert ist. Währenddessen rettet eine Atombombe den freien Westen. Das soll ich sein? Geschichtsvergessen, humorlos, verkitscht, ein Macho? Bei aller Interaktivität: Ob ich das will, hat das Spiel leider nicht gefragt. Das können Videospiele heute also auch ganz gut – eine Zumutung sein. THOMAS LINDEMANN

„Wolfenstein: The New Order“ (Bethesda)



Allein gegen blutige Schergen, die in der deutschen Spielversion nicht mehr „Nazis“ heißen – Szene aus dem Computerspiel „Wolfenstein: The New Order“

Foto Bethesda

Als die Geschichte mal zu Ende war

1989 erklärte Francis Fukuyama den freien Markt zum Sieger der Systeme. Wie erklärt er, was heute in Russland, China und im Irak passiert?

Der Campus der Stanford University im kalifornischen Palo Alto ist fast menschenleer: vorlesungsfreie Zeit. Unter einem Baum verstecken sich drei Studenten vor der Mittagssonne. Unweit davon, im Freeman Spogli Institute for International Studies, hat Francis Fukuyama, 61, am Ende eines dunklen Korridors sein Büro. Bücher stapeln sich, neben dem Computer des Politikwissenschaftlers liegen Schokolinsen verstreut wie bunte Länderfahnen auf einer Weltkarte. Vor 25 Jahren hat Fukuyama in einem aufsehenerregenden Aufsatz die Geschichte für beendet erklärt, weil sich nach dem Zusammenbruch des Kommunismus die liberale Marktwirtschaft als staatliches Erfolgsmodell ein für alle Mal durchgesetzt habe. Inzwischen scheint mit jedem Jahr, das seit 1989 vergangen ist, ein neues Modell dazuzukommen, das Fukuyamas Vision widerlegt. Und nicht nur das: Die russische Annexion der Krim kam vielen so vor, als



Der Politikwissenschaftler Francis Fukuyama, 61

Foto Agentur Focus

ben, damit aus der Region kein zweites zerrissenes Jugoslawien würde. Ende der Geschichte? Für viele lag die Antwort vor 1989 lange im Kommunismus. Meine Antwort war: Wenn dieser Modernisierungsprozess immer wieder gewandelt hat – vom Jäger und Sammler, über das Feudalsystem bis hin zur Industrialisierung. Welche Gesellschaftsform würde also am Ende dieses Prozesses stehen, dem Ende der Geschichte?

Ihre These vom „Ende der Geschichte“ steht ausgerechnet im Jubiläumsjahr ziemlich wackelig da. Sie war nie letztgültig gedacht. Es ging darum, dass sich unsere Gesellschaft in einem über 50 000 Jahre dahinziehenden Modernisierungsprozess immer wieder gewandelt hat – vom Jäger und Sammler, über das Feudalsystem bis hin zur Industrialisierung. Welche Gesellschaftsform würde also am Ende dieses Prozesses stehen, dem Ende der Geschichte? Für viele lag die Antwort vor 1989 lange im Kommunismus. Meine Antwort war: Wenn dieser Modernisierungsprozess immer wieder gewandelt hat – vom Jäger und Sammler, über das Feudalsystem bis hin zur Industrialisierung. Welche Gesellschaftsform würde also am Ende dieses Prozesses stehen, dem Ende der Geschichte? Für viele lag die Antwort vor 1989 lange im Kommunismus. Meine Antwort war: Wenn dieser Modernisierungsprozess immer wieder gewandelt hat – vom Jäger und Sammler, über das Feudalsystem bis hin zur Industrialisierung. Welche Gesellschaftsform würde also am Ende dieses Prozesses stehen, dem Ende der Geschichte?

und vielleicht ist Geopolitik wieder ein Thema, aber das ändert nichts am Umstand, dass die Welt nunmehr über zwei Generationen hinweg den Weg Richtung Demokratie eingeschlagen hat.

In Ihrem Essay sprachen Sie damals aber auch schon davon, dass Nationalismus diese demokratische Entwicklung noch behindern könnte. Genau das sieht man doch gerade in Russland und China.

Das ist vor allem in Ostasien ein Problem. In China, Japan und Korea hat sich der Nationalismus in jüngster Zeit stark ausgeprägt. In der Tat besteht in der Region das Risiko eines militärischen Konflikts, ähnlich wie in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg. Es ist extrem schwierig, mit einem Staat umzugehen, der weitaus schneller wächst als seine Nachbarn. Macht weckt Ambitionen.

Sprechen Sie jetzt von China? Ja. Bis zum vergangenen Jahrzehnt waren die Chinesen sehr darum bemüht, ihren Status herunterzuspielen, von innen heraus zu wachsen, keine umstrittenen Ansprüche zu stellen. Aber nach der Finanzkrise, als Amerika und Europa zu kämpfen hatten, hat sich diese Haltung gewandelt. Plötzlich verhält sich China sehr aggressiv und besteht auf Gebietsforderungen im Südchi-

nesischen Meer, historisch vollkommen unbegründet. Aber die Chinesen sehen sich eben als der dominante Player in der Region, der hundert Jahre Demütigung durch Fremdmächte über sich ergehen lassen musste. Jetzt, da sie wieder mächtig sind, wollen sie, dass alle anderen Nationen das anerkennen. Nicht, dass sie jetzt bald auch versuchen, Hawaii oder Südamerika zu erobern. In Ostasien setzen sie allerdings alles daran, die Vereinigten Staaten zurückzudrängen und jedem zu zeigen, dass sie der Boss sind. Was die Wahrscheinlichkeit einer militärischen Auseinandersetzung nur erhöht.

Und wo könnte dieser Konflikt dann ausbrechen?

Es könnte China und Japan treffen, vielleicht Vietnam oder die Philippinen. Wir könnten morgen aufwachen und China hat die Senkaku-Inseln besetzt und ein paar japanische Kriegsschiffe versenkt. Und genau wie Putin sich die Krim geschnappt hat, würden sie nur müde mit den Achseln zucken und sagen: Was wollt ihr dagegen tun? Im Kalten Krieg dachten wir noch, die Szenarien genau interpretieren zu können, wann in Europa ein Konflikt eskalieren würde. In so einem Fall hätten wir keine Ahnung, was alles passieren kann.

Die gleiche Ratlosigkeit sieht man doch jetzt auch bei den Konflikten in der arabischen Welt. Kaum war er gewählt, hat der amerikanische Präsident Obama noch eine große Rede zur Versöhnung im Nahen Osten gehalten. Warum hält er sich jetzt so zurück, wo es darauf ankommt?

Der erste Teil von Obamas Amtszeit war außenpolitisch gesehen nicht schlecht. Seit der Wiederwahl läuft es dagegen furchtbar. Obama zeigt kein feines Gespür. An vielen Orten hätte er zu relativ kleinem Preis den Lauf der Dinge bestimmen können. Ägypten, Libyen, Syrien, all diese Länder sind von den Vereinigten Staaten vernachlässigt worden. Es geht ja gar nicht darum, in diesen Ländern einzumarschieren. Nehmen wir Syrien: Hätte man dort die richtigen, moderaten Gruppen frühzeitig gestützt, wären die militanten Kräfte jetzt nicht derart erstarkt.

Im Irak haben die Vereinigten Staaten sogar zehn Jahre lang Ordnungsmacht gespielt und greifen trotzdem nicht ein.

Wegen der jüngsten Entwicklungen im Nahen Osten müssen die Vereinigten Staaten sich natürlich wieder auf die Region konzentrieren. Aber grundsätzlich war das Beste, was Obama in seiner Amts-

zeit getan hat, dieser außenpolitische Schwenk nach Asien. Man sollte sich noch viel mehr mit der langfristigen Bedrohung auseinandersetzen, die China darstellt. Die Vereinigten Staaten haben in den Nahen Osten überinvestiert und die Gefahr durch den Terrorismus überschätzt.

Die Terrorgefahr überschätzt, im Ernst?

Nach dem 11. September hatte jeder Angst, einer existentiellen Gefahr ausgesetzt zu sein. Der Terror ist eine bedeutende Gefahr, keine Frage, und was gerade in Syrien und im Irak passiert, ist schrecklich. Aber ich glaube nicht, dass langfristig die Herausforderungen dort so groß sein werden wie die, die von einer riesigen, technisch hervorragend ausgestatteten Nation ausgehen. China verfügt über riesige Ressourcen und stellt klare Ansprüche.

Angst ist aber immer noch eine barte Währung. Und in den Vereinigten Staaten scheint diese Angst vor einem instabilen Nahen Osten, wo Amerika-Hass geschürt wird, größer als die vor einem schlafenden Riesen wie China.

Und genau diese Angst hat dazu geführt, dass die Amerikaner in den Irak einmarschiert sind und sich in zwei Kriege in der Region haben

ziehen lassen. Das war ein Fehler, eine Verschwendung von Ressourcen.

Und was wäre die Alternative? Die Region sich selbst und der Gewalt zu überlassen?

Ich glaube einfach, dass das irreversible Kosten für die Vereinigten Staaten wären. Es gibt eine gewisse moralische Verpflichtung, sicher. Auf der anderen Seite hat Amerika es mit 150 000 stationierten Soldaten nicht fertiggebracht, die Gewalt zwischen Sunniten und Schiiten zu kontrollieren. Um den jetzigen Konflikt mit der Isis-Miliz entscheidend zu beeinflussen, müssten die USA ähnlich viel investieren. Und ich fürchte, das ist schlichtweg unrealistisch.

Wenn die Vereinigten Staaten sich jetzt heraushalten, geben sie dann aber nicht ein falsches Zeichen in Richtung der Länder des Arabischen Frühlings? Im Sinne von: Aufstände lassen sich eh nicht unterbinden, dann herrscht eben Chaos und Gewalt.

Dass der Arabische Frühling in kurzer Zeit ein stabiles demokratisches System im Nahen Osten hervorbringen würde, ist ein totaler Irrglaube. Wir vergessen immer wieder, wie schwierig es war, Demokratie in Europa zu etablieren. Denken Sie an die Anfänge der Revolutionsphase um 1848 – es hat viele Jahrzehnte gedauert, bis sich die Demokratie in Westeuropa gefestigt hat.

Trotzdem: Russland und China dürften das Zögern Obamas als Schwäche auslegen.

Wenn sie diesen beiden Ländern ihre Stärke beweisen wollen, sollten sie die direkt gegenüber Russland und China zeigen. Und nicht durch Bomben auf den Irak. Die Sanktionen für Russland müssten viel klarer und schwerwiegender ausfallen, in Südostasien müssten viel eindeutiger Regeln aufgestellt werden. Hier zu zögern, das ist ganz eindeutig das falsche Signal.

Interview Daniel-C. Schmidt

ANZEIGE

KUNST KLANG
FEUCHTWANGEN

www.kunstklang-feuchtwangen.de

würde in diesem Frühling ein Kapitel einer sehr alten Geschichte neu aufgeschlagen. Oder nicht?

Sind Sie eigentlich sauer auf Vladimir Putin, dass er Ihnen die Idee vom Ende der Geschichte endgültig kaputtgemacht hat?

Ob ich sauer bin, ist nicht die richtige Frage. Was Putin mit der Krim gemacht hat, ist sehr gefährlich. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion gab es ein Verständnis, dass die Grenzen der ehemaligen Sowjetstaaten unberührt blei-